

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 25. Juni 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 44.

Waterhaus.

Halb verdeckt vom Grün der Bäume schlicht ein Häuschen sich erhebt, Bis hinein in meine Träume Wunderjam dies Bild sich webt. Von den Mauern, die verwittert Vöste noch kein Stein sich löst, Wein entlana am Giebel flattert; Auf dem kleinen Dach wächst Moos. Und so steht es da, ein Reichen, Daß das Alte sich bewahrt, Einfach, schmucklos ohne Gleichen, Einfach, schmucklos ohne Gleichen, Was ich Liebes einst besessen, Trug man mir von da hinaus, Darum kann ich's nicht vermissen: Denn es ist — mein Waterhaus.

Martha Kretschmer.

Die Fahrt nach dem Glück.

Novellette von Fr. Meißner.

Jedesmal, wenn der Frühling nahte, sah die Expeditionssekretär Hans Bartusch den festen Entschluß, sie in diesem Jahre bestimmt anzutreten — seine große Fahrt nach dem Glück. Er brauchte nicht lange danach zu suchen, denn er hatte es schon einmal lebhaftig und lebendig in seinen Armen gehalten. An einem herrlichen Sommertage war es gewesen, einem sonnigen Julimorgen, den er nie und nimmer vergaß.

Sie war das große Ereignis seines Lebens, diese Ferienreise in's bairische Hochland, die er vor sieben Jahren gemeinsam mit einem dort beheimateten Freunde unternommen. Dem Freunde veranlaßte er auch die Einführung in das Haus einer ihm befreundeten Familie, die eine reizende Besingung und dazu ein noch reizenderes Töchterchen für eigen nannte. Wie zu etwas Nebenbroschen hatte er zu der Lieblichkeit dieses Mädchens emporgesehen, in schiefer Ehrfurcht nur hatte er sich ihr zu nahen gewagt, und die Bekommenheit seines Verzens hatte ihm in ihrer Gesellschaft kaum erlaubt, die Lippen zu öffnen. Wohl hatte er ganz im Geheimen ein feines Gedicht auf ihren Hals und Mund gemacht, nimmer aber hätte er sich's träumen lassen, daß es ihm vergönnt sein sollte, diesen süßen Mund zu küssen. Und doch war es geschehen — an eben jenem Julimorgen — dem Morgen des für seine Abreise bestimmten Tages. Die blonde Greszeng selbst hatte ihn zu einem letzten Spaziergang in den Wald aufgefordert. Und da, an dem Aussichtspunkt, hatte sich's ereignet, was ihm noch Monate nachher wie ein Traum erscheinen wollte. Er hatte unwillkürlich schüchtern seinen Arm um sie gelegt, weil es ihm bedünnte, daß als träte sie zu unvorsichtig nahe an den Rand der Felsklippe heran. Und dann war all das andere gekommen, ohne daß er sich hätte Rechenschaft geben können, woher er den Mut dazu genommen. Sicher war nur, daß er sie unglückliche Male geküßt hatte und daß sie ihm keine Risse zurückgegeben, wie's nur die Liebe thun kann. Aber es hatte keine Erklärungen zwischen ihnen gegeben, keine Treuschwüre und keine Zukunftspläne. Sie waren durch die Dazwischentritt anderer getrennt worden und hatten sich bis zu dem Augenblick von Hans Bartusch's Abreise nicht mehr unter vier Augen sprechen können. Auch geschrieben hatten sie einander nie. Denn Hans Bartusch hatte gefürchtet, daß sein Brief in die unredlichen Hände fallen könnte. Und außerdem, was hätte er ihr auch schreiben sollen, da er doch noch auf Jahre hinaus nicht daran denken durfte, zu heiraten. Er mußte es eben darauf antommen lassen, daß sie sein Bild ebenso getreu im Verzen bewahrt, wie er das ihre, und daß sie in Geduld seines Wiederkommens wartete. Es sollte ja nicht allzulange währen, nur bis zu seiner definitiven Anstellung, die ihm, wie er meinte, Ansehen genug gab, daß er selbst vor einem so hohen Mann, wie es der Vater seiner Greszeng war, als Freier hintreten konnte. Die Anstellung war denn auch noch drei Jahren erfolgt, aber seine Fahrt nach dem Glück hatte Hans Bartusch dessen ungeachtet nicht angetreten. Die Verhältnisse in seiner Familie hatten sich inzwischen verschlechtert und er hatte die Sorge für eine trante, erwerbsunfähige Schwester auf sich genommen. Das schob die Verwirklichung seiner Hoffnungen wieder um einiges hinaus. Aber aufgegeben hatte er sie darum keineswegs. Und alljährlich wenn der Frühling kam, ging er sehr ernstlich mit sich zu Rathe, ob er nicht endlich in diesem Sommer seinen Urlaub im bairischen Hochland verbringen und sich bei der Gelegenheit verheiraten sollte, ob ihn das Glück dort noch immer erwartete. In den letzten Tagen des April pflegte er mit dem Stu-

dium der Landkarte und des Kursbuches zu beginnen, um die Mitte des Monats Mai hatte er in der Regel die Route für das Rundreiseflekt auf das Genaueste festgestellt und seinen Kollegen beiläufig mitgeteilt, daß er diesmal bestimmt in die Alpen ginge. Am Juni kaufte er diesen oder jenen Ausstattungsgegenstand, dessen man für eine Reise in's Gebirge bedarf. Und am ersten Juli, wenn sein Urlaub belannt, kam er nach langem Kampfe regelmäßig zu dem Entschluß, daß es doch besser sei, die Fahrt nach dem Glück noch um ein Jahr hinaus zu schieben und die Zeit der amtlichen Ruhe für irrend einen kleinen Nebenwerb auszunützen, der der armen, tranten Schwester zu statten kommen könnte.

Ein paar Tage lang war Hans Bartusch dann regelmäßig recht niedergeschlagen, aber die Hoffnung, die ihn jedesmal bald wieder auf- und er sprach zu seiner einzigen Vertrauten niemals lebhafter und mit mehr Zuversicht von seinem künftigen Glück, als gerade in jenen Zeiten.

Diese Vertraute war Fräulein Helene, die Tochter der wackeren Registratorswitwe, bei der er nun schon seit eine erklecklichen Anzahl von Jahren als ein streng solider und wahrhaft musterhafter Zimmerherr wohnte. Sie war noch ein Backfischchen gewesen, als er einzog, und Hans Bartusch war durch das holdselige Bild in seinem Herzen so vollständig gefeilt gegen jede Art von Versuchung, daß er sich niemals bemüht hatte, zu ergründen, ob Fräulein Helene hübsch oder häßlich sei. Nur der Erkenntnis, daß sie ein überaus braves und vernünftiges Mädchen sei, hatte er sich nicht verschlossen. Und da sie als ein rechtes Hausmütterchen die Wirtshaft fast allein versah, war er im Laufe der Zeiten so oft in vertraute persönliche Berührung mit ihr gekommen, daß sich allgemach ein aufrichtig freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen entwickelt hatte. So recht warm und herzlich aber war ihr Verkehr doch erst geworden, seitdem er ihr einmal von seinem Erlebnis in den bairischen Bergen gesprochen und von dem Glück, das ihn dort erwartete. Die Teilnahme, mit der sie darauf eingegangen war, hatte ihm unsäglich wohl getan, und gar nicht oft genug hatte er ihr seitdem von jenen unergötzlich schönen Tagen und Hoffnungen erzählt können.

So war es denn wieder Frühling geworden — zum siebenten Mal seit Hans Bartusch's erster und einziger großer Reise, und wieder schien sich das alte Spiel wiederholen zu sollen. Da — wenige Wochen vor dem Tage, der den großen Umchwung zu bringen pflegte — ereignete sich etwas Unerwartetes. Hans Bartusch wurde durch den Tod eines entfernteren Verwandten, den er kaum jemals von Angesicht gesehen, der Erbe eines Vermögens von mehr als sechzigtausend Mark. Nun gab es freilich nichts mehr, das ihn hätte bestimmen können, seine Fahrt nach dem Glück noch länger hinauszuschieben. Und als wollte der Himmel mit einem Mal das ganze Füllhorn seiner Gnade über den glücklichen Hans Bartusch ausschütten, fiel mitten in seine geschäftigen Vortehrungen hinein ein Brief seines Freundes. Am Schluß dieses Briefes hieß es beiläufig, daß die schöne Greszeng noch immer unvermählt sei, hauptsächlich wohl deshalb, weil sie unter keinen Umständen ihre Heimath und ihre trante Mutter verlassen wolle, und weil es doch am Ende nicht Jedermann Sache sei, sich dauernd in einem kleinen bairischen Gebirgsneft niederzulassen. Mit strahlendem Antlitz zeigte Hans Bartusch Fräulein Helene diesen Brief.

„Ist es nicht, als ob die Vorsehung sie für mich, nur für mich bestimmt hätte?“ rief er.

Fräulein Helene stimmte ihm freundlich zu, aber Hans Bartusch machte die Wahrnehmung, daß sie heute um einiges bleicher aussah, als sonst. Theilnehmend erkundigte er sich nach ihrem Befinden, denn es ging ihm aufrichtig nahe, zu denken, daß sie krank sein könnte. Da beruhigte sie ihn mit einem kleinen Lächeln, und zum ersten Mal seit dem weit zurückliegenden Beginn ihrer Bekanntschaft sah er in diesem Augenblick, wie wunderhübsch sie aussah.

„Wie seltsam, daß die Männer an so viel Anmuth achtlos vorübergehen!“ dachte er.

Aber er war es dabei doch im Grunde ganz zufrieden, daß es noch einmal in den Sinn gekommen war, Fräulein Helene heimzuführen.

Am letzten Juni, dem Tage vor dem Urlaubsanfang, war alles fix und fertig. Hans Bartusch hatte sich gleichzeitig für eine Nordlandsfahrt, für eine Tropenreise und für eine Tour in den Himalaya ausgerüstet, um allen schroffen Temperaturwechseln gewachsen zu sein. Der riesige Koffer war zum Bersten gefüllt, und an Handgepäck zählte er nicht weniger als neun Stüde. Bis zum letzten Augenblick war ihm Fräulein Helene getreulich beim Baden behilflich gewesen, und nun, da es nichts mehr zu thun gab, wollte sie sich mit freundschaftlichem Gruße aus seinem Zimmer zurückziehen. Da fiel ihr noch etwas ein, und sie blieb zaudernd stehen.

„Ich sollte im Auftrage meiner Mutter noch eine Frage an Sie richten, Herr Bartusch! — Da Sie doch wahrscheinlich garnicht oder nur auf eine sehr kurze Zeit hierher zurückkehren werden — wäre es da nicht vorthelhafter für Sie, wenn wir fogleich verhandeln, Ihr Zimmer anderweitig zu vermieten?“

So ungestüm, als wäre er durch irgend etwas heftig erschreckt worden, fuhr Hans Bartusch herum.

„Anderweitig vermieten? — Mein Zimmer? Nein, nein, das geht nicht,“ erklärte er mit Entschiedenheit. „Daran dürfen Sie nicht denken, Fräulein Helene!“

„Aber wenn Sie sich doch verbeirathen wollen —“

Das eigenthümliche Zittern in ihrer Stimme veranlaßte ihn, den Blick zu ihrem Gesicht zu erheben. Sie stand mitten in dem Strahlenbüschel, das die scheidende Sonne ins Fenster warf, jedoch es von ihrem schönen blondhaar ausging wie ein Leuchten. Auf ihrem Gesicht aber war der Schatten einer tiefen Traurigkeit.

„Nicht verheirathen?“ wiederholte Hans Bartusch halb mechanisch. „Ja, ganz recht! — Aber das — das ist doch noch keineswegs so gewiß. — Vielleicht will die Greszeng mich garnicht mehr haben.“

„O ich denke, da dürfen Sie unbesorgt sein. So thöricht kann sie nicht sein, Sie zu verschmähen.“

Wie klug doch ihre Stimme heute so lieb und so weich. Und er sollte sie vielleicht nie mehr hören, diese Stimme, die ihm so manche Sorge aus der Seele geplaudert hatte! Ach, das war ja ein Unfinn! Er fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen, und der Anblick seines ungeheuerlichen Reisepäckes verurthete ihm plötzlich einen richtigen Widerwillen. Er dachte daran, wie hübsch und gemüthlich in früheren Jahren immer seine Ferienwochen verlaufen waren, nachdem er sich einmal mit dem Aufschub der Reise abgefunden hatte.

„Sie werden sich also den Vorschlag meiner Mutter überlegen — nicht wahr, Herr Bartusch?“ sagte Fräulein Helene. „Und für heute: Gute Nacht! Lassen Sie sich in dieser letzten Nacht noch etwas recht Süßes träumen!“

Sie wollte hinaus, aber er machte einen richtigen Sprung, um sie noch zu erwischen.

„Ist schon überlegt, Fräulein Helene,“ rief er fröhlich, „es wird nicht gereift. Warum soll ich mir die Poesie einer schönen Erinnerung durch eine vielleicht sehr profanische Wirklichkeit zerstören?“

„Aber das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Es handelt sich um die Fahrt nach dem Glück, auf die Sie sich so lange gefreut haben und die Sie sich so lange gewünscht haben!“

„Und die ich schon längst hätte machen können, wenn ich nicht ein so blinder, vertraumter, heilloser Esel gewesen wäre. — Fräulein Helene — wollen Sie mich hier behalten? Für morgen — für übermorgen — für immer? Ich kann das Zimmer da nicht mehr missen — und auch Ihre Stimme nicht — Ihr Lächeln — Ihr ganzes, herzliches Persönchen!“

„Oh —“ sagte sie nur in schiefer Abwehr. Aber es war jetzt nicht mehr der Widerschein der Abendsonne, der ihr liebliches Antlitz erglänzen machte, und alle Traurigkeit war mit einem Mal aus ihren Augen verschwunden. Da schleuberte Hans Bartusch den gefüllten Kuckack mit einem Juchzer in die Ecke, nahm die Erhebende in seine Arme und schwenkte sie herum, wie er es vor sieben Jahren oben in den bayerischen Bergen die Burtschen hatte mit ihren Madeln thun sehen.

„Zuhuh!“ — schrie er, „nun bin ich auf der Fahrt — auf der vollen Fahrt zum Glück!“

Schneider-Literatur.

Von Oskar Blumenthal.

So lange die Sittte es uns verbietet, in adamitischer Hüllenlosigkeit über die Erde zu schreiten, müssen wir uns in der Wahl unserer Kleidung wohl oder übel mit der Mode auseinandersetzen. Entsetzte Männer werden dieser Frage nicht allzu viel Sorge zuwenden. Wir wissen es ja alle, was sich gegen die Antrannis des Tagesgeschmacks sagen läßt. Wir haben uns in Hundert und über hundert gepöhlten Worten gegen die Launen der Mode aufgelegt. Wir sind uns klar darüber, daß die Mode im Grunde den Menschen nur die Kunst lehrt, sich in jedem Jahre auf andere Weise — zu entstellen. Dennoch fügen wir uns entsagungsoll ihren Schritten und Capricen, ohne ihnen letzten Abenteuertlichkeiten nachzugeben. Wir wollen nicht als Sonderlinge posieren, die gefälliglich von der Mode abweichen, aber wir wollen auch nicht mit dem Enobis verwechselt werden, die jede Extravaganz der letzten Stunde zu Schau tragen. Wir überlassen es gleichmüthig dem guten Geschmack unserer Schneider, die mittlere Linie zu finden, und begnügen uns damit, daß schon Immanuel Kant das abschließende Wort gefunden hat:

„Ich will lieber ein Narr mit der Mode sein, als ein Narr gegen die Mode.“

Man sollte meinen, daß mit diesem Ausspruch die Materie erschöpft ist. Leider ist es nicht so. Der Donquixotus des Tages herum zu spüren. Der Schriftsteller reißt dem Schneider die hülfreiche Hand, um die Erziehung zur Eitelkeit zu fördern. In hochgehalteten Worten und wichtigthuenden Schönheitsbüchsen werden die Nichtigkeiten der Mode übertrieben. Der eitle Herr, der früher ein Gigel genannt wurde, heißt jetzt ein Vestier. Eine hübsch gemusterte Seidenweste war ehemals nur ein Kleidungsstück; jetzt ist sie ein Bekanntheit. Die Farbe der Strawatte und der matte Perlmutterglanz der Westentüpfel drückt eine Lebererguss aus. Das wackrige Hüftzeug der Anstifter wird aufgeboten, um alle Gleichgültigkeiten in Schand und Ablebung mit stürmzulemenden Ernst zu betachten. Man wird uns nächstens mit einer Poetik der Manschettenknöpfe und einer Psychologie des Gehördes überreichen. Kurz, wir stehen mitten in einer literarischen Verackung, die bereits wunderliche Blüten treibt.

Ich werde zu diesen Bemerkungen durch ein seltsames journalistisches Unternehmen veranlaßt, von welchem die letzte Nummer zufällig auf meinen Schreibtisch geflattert ist. Ein Berliner Großschneider hat das Bedürfnis empfunden, sein handverfertigtes Schriftstellerisch zu veröffentlichen. Er läßt kein Tacco mehr ohne literarischen Unterfutter herstellen und seine Weste ohne eine ästhetische Umbohlung. Zu diesem Zwecke gibt er in zwanzigster Folge eine Zeitschrift heraus, die den Titel trägt „Fashion“ und von Edmund Edel unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller zusammengestellt wird. Das Heft, das mir vorliegt, enthält charakteristische Beiträge, in welchen Schneiderkunst und Literatur zu einer vollen Mischung zusammenrinnen. Hans Heinz Emers bringt eine Abhandlung über das Nachtaewand der Männer, in welcher er das Herrennachthemd als ein Gespenst aus dem finsternen Mittelalter verbrüht und selbst in die Tiefen unserer Westen und Hosentaschen seine Späherblicke tauchen läßt, ist keine erquickende moderne Erscheinung. Der Ausspruch Schillers lautet ja noch immer nicht: „Man mache den Pyjama aus allen Stoffen und Farben, man nehme Battist für den Sommer und Flanel für den Winter, andere wieder seines Leinen. Ich für meine Person gebe rober Seide den Vorzug und wähle Naturfarbe mit derselben Versäunung oder aber ein leichtes Raube mit der Verschönerung in dunklerem Ton.“

Hoffentlich veräumt es Hans Heinz Emers nicht, seinem nächsten Novellenband sein lebensstreuendes Bild im Pyjama beizugeben, aber bitte, in dem mauefarbigen mit dunkler Verschönerung! Das Bild wird eine Zier-

de unseres literarischen Ahnensaales bilden ...

Bezeichnender noch für das ästhetisch verbrämte Gigelthum, das sich neuerdings bemerkbar macht, ist in dem nämlichen Heft der Schneiderzeitung ein Aufsatz von Felix Poppenberg: „Kleidung und Schmutz“, dem der Verfasser noch den gezeierten Nebentitel gegeben hat: „Ein Traktat in Unterlönen“. Hier lesen wir unter andern die folgenden Sätze:

„Die Wissenden erkennen selbstverständlich am Anzug des andern die alte Klasse und die anständige Abkunft an der natürlich leichten Grazie, mit der das Kleidungsstück schmiegfam spielend, die Körperformen leicht andeutend, seine Linien zieht — ästhetisch Anatomie. In der Menge bleiben aber alle solche Nuancen, deren Wesen es ist, das allgemeine Modeschema, die enge oder weite Tendenz, den Proportionen der verschiedenen Träger gemäß harmonisch zu transponieren — alle diese einzig legitimen Individualismen des Kostüms unbeachtet.“ ... Und dann weiter: „Wenn der Geschmacksvolle im Anzug so peinlich alle lebensschaffliche subjektive Demonstration, alle Propaganda der That vermeidet, und nur den einen unmerklichen Persönlichkeitsfaktor zuläßt, daß die der Dreh nach seinem Maß gebaut ist, wird er trotzdem in seiner Anfertigung, in dem Gesamtkunstwert seiner dekorativen Ausstattung nicht ganz auf die Differenzierung, auf das absolut Eigengeprägte verzichten, und hierzu bieten sich mannigfache Motive.“

Ich empfehle diese, theilweise auch deutsch geschriebenen Sätze den Freunden von Gedächtnisübungen zum Auswendiglernen. Wenn man in den beiden vielfachigen Perioden, die ein Schulbeispiel stilistischer Verziertheit bilden, den einzigen Kern bloßlegt, so ergibt sich die Binsenwahrheit, daß man sich im allgemeinen noch der Mode kleiden soll, aber trotzdem persönliche Merkmale distret betonen kann. Das ist's, was Felix Poppenberg mit den „legitimen Individualismen des Kostüms“ in seiner gepreizten Sprache hat sagen wollen. Die Möglichkeit zu solchen persönlichen Tönen, die „das Gesamtkunstwert unserer dekorativen Ausstattung“ nicht zerstören können, erblickt Felix Poppenberg in den Gebrauchsgegenständen, die wir in unsern Taschen tragen. Aber dürfen wir denn überhaupt etwas in der Tasche tragen? Gegenstände, die ein zu großes Volumen haben, würden in unsern Röhren und Beinkleidern Buchten und Beulen hervorbringen, die den Fluß der Linie häßlich durch gebirgige Schwellungen unterbrechen. Felix Poppenberg gibt uns also in seinem „Traktat in Unterlönen“ die erste Mahnung: Man wähle nur die flachsten Silberbor für Zigaretten, die in die obere, genau entsprechend geschnittene Westentasche verpackt werden: in die obere, wo sie auf der Männerbrust wohl proportionirt untergebracht wird, aber nicht in die untere, wo sie mit ihrer harten Viereckfläche gerade die Taillenbucht überschneiden würde. Man wähle ferner die dünnsten, weichsten Kartentaschen aus schmiegsamem Wildleder, grau oder braun, mit schmalen Goldrand eingefaßt. Und man wünscht die Uhr in den Taschen des „Monocles.“ ...

Doch genug von diesen Beispielen einer schriftstellerischen Modetrantheit, die nur mit jener Hyperästhetie des Geschmacks verglichen werden kann, die die Letzte bei schweren Influenzafällen beobachtet haben. Der Schriftsteller, der sich mit dem Schneider verbrüht und selbst in die Tiefen unserer Westen und Hosentaschen seine Späherblicke tauchen läßt, ist keine erquickende moderne Erscheinung. Der Ausspruch Schillers lautet ja noch immer nicht: „Es soll der Dichter mit dem Schneider gehen, denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“ Es soll gewiß nicht behauptet werden, daß der künstlerisch geschulte Geschmack einem tritischen Einfluß auf die Mode entzogen soll. Wir verkennen nicht, daß wir diesem Einfluß schon manchen gefälligen Fortschritt verdanken. Wenn der altbäterische Bratenrod aus schwarzem Tuch immer mehr verschwindet, wenn unsere Farbenscheu allmählich auch in der Herrenkleidung überwunden wird und in das eintönige Schwarz-Weiß unserer Abenduniform nach und nach einzelne farbige Töne eingefügt werden, so sind wir für diese Errungenschaften gern dankbar. Nur soll man nicht in gedankenlosem Ernst alle Winzigkeiten unserer äußeren Umhüllung mit ästhetischem Tiefinn besprechen und soll nicht von einem „Traktat in Unterlönen“ reden, wenn man einige gleichgültige Bemerkungen über Manchet-

tenknöpfe und Taschenuhren zu Papier bringen will.

Den hohen Ernst, den viele Frauen der Mode zuwenden, begleiten wir gern mit geduldigem Lächeln oder mit gutmüthigem Spott. Der geistreiche Alphons Karr hat über das Thema ein Füllhorn von witzigen Stachelworten ausgeschüttet. „Wenn mir eine Frau von einer andern erzählt, daß sie leichtsinnig und tolet sei, wenig Verstand besitze, so bedeutet das für mich: Jenes Ungeheuer hat aus Paris ein neues Modellkleid bekommen, das noch keine andere besitzt.“ ... „Ich bin überzeugt, daß der Strauß sich auf seine Federn nicht so viel einbildet, wie die Frau, die sich damit den Hut schmückt.“ ... „Wenn zwei Frauen sich auf der Straße begegnen, so brouchen sie dazu drei Hüte — einen, den jede von ihnen trägt, und einen dritten, über den sie sich unterhalten.“ ... „Die Schamhaftigkeit in der Mode beginnt erst da, wo die Schönheit aufhört.“ ... „Wenn eine Frau im Putz ein Schauspielhaus besucht, so geschieht es stets in der Hoffnung, daß sie selbst das Schauspiel sein wird.“ ... Und so weiter, in der gleichen unterhaltlichen Tonart. Wenn wir Schriftsteller aber jetzt Hand in Hand mit ehrgeizigen Schneidern uns bemühen wollten, den weiblichen Modepuppen die männlichen zu gefallen, so hätten wir für alle Zukunft das Recht verwirkt, an dem Modetakt der Frauen unsern Spott zu wegen. Und das wäre sehr bedauerlich in einer Zeit, in welcher Papierföcke, Futterknöpfe und Pubbingformen die Modelle der weiblichen Kopfbedeckungen geworden sind.

Ein Schüler des „Hauptmanns von Köpenick“.

Der Schmelntreich eines Schülers des „Hauptmanns von Köpenick“ machte am 18. April und den folgenden Tagen die Pariser lachen. Am 17. gegen Abend näherte sich ein Mann in Lumpen einem Automobilkarameter und hielt dem Chauffeur folgende Ansprache: „Ich bin der Graf von Abbeville und habe im Club 50 Louis gewettet, daß ich in diesem Kostüm mein Diner in einem großen Restaurant einnehmen werde. Denken Sie nach, ob Sie die Sache arrangiren können. Hüß Louis gehören Ihnen.“

Der Automobilfahrer ging freudig auf den Spah ein und fuhr den „Herrn Grafen“ zu einem Restaurant der Rue Rigalle, dessen Geschäftsführer er kannte. Der fonderbare Gast wurde glänzend bedient, trant seine Flasche Champagner, ein Glas des ältesten Kognacs und zündete sich eine Lammann zu 3 Francs an, dann ließ er den Geschäftsführer rufen und erklärte ihm trocken, daß er Jules Dabal heiße, eben aus dem Arbeitshaus komme und keinen Pfennig besitze. Er habe aber einmal anfänglich essen wollen, bevor er wieder ins Gefängniß zurückföhre. Der Chauffeur, der geduldig gedauert hatte, bis der „Graf v. Abbeville“ mit dem Diner fertig war, hat seitdem seine alte Meinung von der französischen Aristokratie.

Der blinde Lebensretter.

In der französischen Hauptstadt leibet eine Gesellschaft, die alljährlich Belohnungen an Personen vertheilt, die unter eigener Lebensgefahr einen Menschen vom Tode des Ertrinkens gerettet haben. In diesem Jahre erhielt ein ganz besonders Würdiger die Prämie, die darum auch ganz besonders werthvoll war. Der Detektiv war der fünfzigjährige Arbeiter Urbain Desserart aus dem Dorfe Saumur. Er ist seit seinem zwölften Jahre blind und hat trotzdem vier Menschen aus den Klauen der Loire gerettet. Desserart wurde eine goldene Medaille verliehen und außerdem erhielt er eine goldene Uhr. Das Zifferblatt dieser Uhr ist mit Zahlen nach dem System der betannten Braille'schen Blindenschrift versehen. Der Blinde kann infolgedessen durch Betasten des Zifferblattes mit den Fingern erkennen, wie spät es ist. Diese Uhr hat ein Pariser Urmacher angefertigt. Vor mehreren Jahren stellte er eine gleiche Uhr für seinen erblindeten Bruder her. Als der Urmacher von dem blinden Lebensretter hörte, stellte er eine zweite Uhr her und überwies das Kunstwerk der Gesellschaft, die sie an Urbain Desserart als Belohnung verlieh.

Ein Wunderthee.

Dame: „Bitte, geben Sie mir doch von Ihrem Thee, den Sie im Katalogblatt anpreisen; aber sagen Sie, ist denn der Thee wirklich so gut?“ Apotheker: „Ja, ob; wer von dem Thee nicht gesund wird, der ist überhaupt nicht krank!“

Ein Genie in Athen importirt mehr, als zehn Talente im Feat.